

Im Panje-Land.

Kleine Bilder von Oswald Erbacher (im Felde).

I. Mein Panje.

Man kennt die Figur. Im schmutzigen Lammfell starrt er durch so manchen Feldpost- und Kriegsberichterstattungs-Brief, schmierig und stumpf; sein schwärzlich Blochhaus, in dem er mit Schwein und Huhn und Kind und Regel haust (und allem, was da kreucht und beißt), ist schon öfter einem dankbaren Publikum vorgeführt worden, und manch einer mag mich erstaunt ansehen, der (schon in der Ueberschrift) so nah neben einen polnischen Bauer rückt. . . .

Und doch soll sie bleiben, und wenn ich auch keine General-Ehrenrettung aller Panjes versuchen darf — von meinem Panje will ich erzählen und dem Michael Bellemwisch und seiner Frau Kastaſcha und ihrem Wanja, nicht zu vergessen, feierlich ein Denkmal in Druderschwärze setzen.

Gott, wenn ich daran denke, wie ich nach . . . lam . . . Drei ewige Monate hatte man da irgendwo in Rußland, in windigem Kartoffelacker eingegraben, gefesselt. Hatte man damals bei der Unterstandserde wieder einmal festgestellt, daß es anderswo in der Welt noch Zivilisten gab und sogar Frauen — konnte sich ein Leben ohne Läuse ebenjogut ausmalen wie die ewige Seligkeit —, hatte sich längst daran gewöhnt, das Waschwasser aus dem Sumpfloch am Gehmaß vom Kaffee zu unterscheiden — und lustwandelte selbst in den schönsten Träumen nicht mehr, ohne gewohnheitsmäßig alle zehn Schritte zur Kurve um die fällige Schulterwehr anzusetzen . . . kurz, man war Grabenmenschen durch und durch geworden. Da hatte einen, eines urplötzlichen Abends, die Regiments-quastelstippe herausgerissen. Und zwei Tage später war man in einem Ort, den man noch nicht einmal aussprechen konnte, und stand mitten in der guten Stube des guten Michael Bellemwisch, in der besten und einzigen geweihten Stube von . . .

Und war da aufgenommen . . . wie ein Fürst. Als ob nicht ein paar Monate vorher russischer Kückung und deutscher Vormarsch durch das verlorene Nest gebrannt wären, und aus dem wohlhabenden Michael Bellemwisch einen rapelstahl leer- und arm-gepflegten Panje gemacht hätten.

Wie sie geehrt waren, wie sie rannten, wie sie knieten und sich verbeugten, Michael und Kastaſcha. Michael bargte irgendwo eine Metallbestelle, eine wahr- und wartungsfähige, vergrabene gewesene Schwarzwälder Uhr und ließ mir, erwartungslos, das wunderschöne „Fremt euch des Lebens“ vom Spielweil vorklingen. — Michael brachte einen Tisch, Kastaſcha zwei Stühle, Michael schwang eine Bratpfanne, Kastaſcha eine Tischdecke, Michael schleppte sein Feuerzeug, den großen Samowar, Kastaſcha ihren Stuhl, zwei wirkliche Teller, Michael breitete seinen geliebten und geehrten Kirchgangelpf, Kastaſcha das letzte Leintuch, das ihr die Kosaken gelassen, auf das Bett — Michael bot um die Ehre, den pana feldwebel mit seinem letzten Weiden und einem Schlittenfragment fahren zu dürfen, wohin es dem Herrn beliebt — und Kastaſcha machte sich eine glühende Genugtuung daraus, Berge von blini (Kartoffelpfannkuchen) übereinander zu türmen . . . Lauter lang entbehrte Herrlichkeiten; ein (für einen Grabenmenschen) unerhörtes Komfort.

Run: ein Vierteljahr hat mich der Dienst bei Michael und Kastaſcha gehalten; wie hat unsere Freundschaft das geringste Loch bekommen. . . . Fast alles hatte ihnen der Krieg genommen; den Rest boten sie mit Lächeln ihrem Gast. „Brosze, pan — bitte, bediene Dich.“ Nichts behielten sie für sich; schliefen kummerlich zu vier in einem Bett, in den Kleidern, querüber; gaben mit so viel arglosem Vergnügen, daß dem pan feldwebel aus Europäern, wo man kulturvoller und klüger und egoistischer ist, schier genierlich ums Herz wurde. . . . Ebenso, wie er stets die Hand zurückzog, wenn er dem hjährigen Wanja einen kulierte, einen Ponbon, identisch und der Kleine sich zum Dank und Ruh über die Soldatenhand beugte.

Seit Michael und Kastaſcha verstand er übrigens (was jeden in Rußland erkaunt): wie so oft aus der schwärzlichen Armut entlegener Waldhöfcher schier prägnat-blendende Steinpracht in die Höhe schießt, unwahrscheinlich, verblüffend: eine Kirche. Ihre Kirche.

Da strahlt ein Opferkönnen.

Die Tür schlägt auf. Pan Michael stopft meinen Ofen mit einem Niefenberg Holz das Maul. Auch diese Arbeit läßt er sich, seit drei Monaten, nicht nehmen; nie vergißt er das.

„Oh, dobrze, Panje, sag ich erfreut (und weiß ich weiß, wie ihn das freut).“

Und dann lese ich, etwas ungeduldig, weiter, was die Zeitung eben so nach der Poladei bringt. Von den weiblichen Wut-

hamstern in Berlin und anderswo, und daß die Kartoffelhochpreise unbedingt erhöht werden müßten, und wie viele Leute sich immer noch nicht in Höchstpreise schiden können — und so allerlei.

Und seh auf und seh meinem armen Teufel von Panje in das immer fröhliche Gesicht.

II. „Dobrze“.

„Wat, Polnisch kannteſt du nicht? — Na, is doch 'ne ganz einfache Kiste. Also, paß mal auf: Brot heißt chleba, Butter heißt maslo, Eier heißt jaja, Fleisch heißt mjeso, Kartoffeln heißt kartofle, Holz heißt drzewo, gut heißt dobrze“ und schlecht heißt nie dobrze — mehr brauchteſt nicht.“

Stimmt. Viel mehr braucht man wirklich nicht, wenn man als Soldat in polnisches Land kommt. Und wenn man nur weiß, daß dobrze gut heißt, versteht man schon ein gutes Drittel aller Unterhaltungen zwischen Panje und Soldat — denn jedes dritte Wort heißt dobrze — oder nie dobrze — je nachdem.

Dobrze ist das Universalwort des Panje; ist wie eines jener Univerſalwerkzeuge, mit denen man zugleich hämmern, sägen, Nägel ziehen, Schrauben drehen, Löcher bohren, hundert Dinge reparieren (und noch mehr kaputtmachen) kann. Das Wetter ist dobrze und der Mantel und der Ofen und das Pferd und — na, eben fast alle Dinge in der engen Welt des Panje, soweit sie nicht gerade nie dobrze sind. Das aber sind nicht viele (und eigentlich müßte der gepflegteste Pessimismus schmelzen, wenn er sieht, wieviel zwischen Himmel und Erde doch eigentlich dobrze eingerichtet ist . . . !).

Und das ist das Wertvollste an diesem Universalwort . . . aber eigentlich liegt es nur an der hervorragenden Kunst der Aussprache: es gestattet alle und die feinsten Schattierungen auszubringen zwischen einem beifälligen „ganz nett“ und einem begeisterten „herrlich“. Dobrze nicht kurz anerkennend mit dem Kopf, do-obrze sagt erstaunt „tadellos“, do-o-obrze schmalzt mit der Zunge „tip-top!“ und gar do-o-o-obrze (aber diese Tonleiter kann nur ein Panje jubeln) beneuert mit allen Händen: „Ich sag' Ihnen, — wun-der-bar!“ — Und ebenso geht die Skala nach unten: vom Holz, das nie dobrze brennt . . . bis zur abgrundtiefen Ueberzeugung: woina nie dobrze, etwa zu überſetzen: der verfl. . . . Krieg.

Ein Modewort? So wie bei uns Weltanschauungen dazwischen differieren, daß der eine alles tadellos und der andere alles tip-top findet? — Ach nein. Das ist noch echte Primitivität, und das Kriegslandwelsch (das dem armen Wort auch Geschlecht und Bewegung stahl) hat diese Nacharbeit nur noch schonungslos bloßgelegt. Für den Panje, dessen Lebenslauf sich im simpelsten „Er lebte, nahm ein Weib und starb“ erfüllt, der oft nicht weiß, ob er 30 oder 40 Jahre alt ist, der in Generationen wächst und vergeht wie Millionen Weizenhalme — für den gibt es eben nur Würdliches und Schändliches. Alle Dinge zwischen Himmel und Erde fallen ihm in zwei Rubriken. Und wenn es den Kartoffeln und der Kuh, der maſta und den Kindern dobrze geht — dann ist er selbstverständlich ein glücklicher Mann in seinem weitergrauen Blochhaus.

Primitivität, traurige oder selige, wie man will. Es kommt nicht sehr darauf an, und auch sie ist dobrze, hat ihr Gutes. Denn dieser Primitivität kann man nichts vorzählen von der Notwendigkeit, irgendwelchen Militarismus niederzuringen oder von der Verteidigung irgendwelcher Weltkultur. Der Panje weiß, heut und in 100 Jahren: woina nie dobrze . . . und das genügt, und diese Weisheit wird einmal eine Weltweisheit sein — oder ist es schon.

III. „Die Cieplica“.

„Ach ja; die cieplica (das e beidemale wie deutsches z zu sprechen), oder: der Stolz des Michael Bellemwisch, oder: das große Samstagsereignis, oder: die Reichlichkeit im Panjesdorf, oder: das Abenteuer in Feindesland.“

Cieplo, polnisch, heißt; cieplica ist die Badestube, das Lausolom. Jedes von den so übel beleumundeten Panjesdörfern — wenigstens in der Gegend, in die mich der Krieg verschlagen hat — hat ein paar solcher Blochhäuschen. Kleinstes Porzellan, köstlicher Bau; fensterlos; im Innern eine Luerwand. Erst stolperst du in die toaleta, den Auskleideraum (hochstrahlend gesprochen) und dann, Heiderlos, in die eigentliche cieplica. Tauchst in glühend schwere Luft; siehst im Halbdunkel einen ungeheuren Saufen Feldweine, läßt dir erzählen, das sei der Ofen. . . .

Und da beginnt schon die große Medizin. Du arbeitest

* Von dobrze, gut, z. B. wird wie das j im französ. journal ausgesprochen, das ganze Wort also ungefähr „dobche“.

ahnungslos mit der Seife; da gießt der naſſe Panje Wasser auf die Steine; Jischen, Dampf, gitternde Glut. In zwei Minuten kocht dein ganzer Körper. Aus allen Poren triefst. Eigentlich wird dir sanft schwindlig in dem engen Loch; aber du läßt das Gewitter wohl aus dir brechen. Atem wird knapp. Ist ja auch kein Kamin da, verb. . . ! Du kauert angstvoll, den Kopf nach unten, wo noch halbwegs atembare Luft liegt. Aber bald würgst dich auch da, in Hals und Nase. Die Augen kriecht du schon lange nimmer auf. Uff; du glaubst zu sterben. Aber — sterbend — hältst du doch noch eine Minute aus. Und — uff! — noch eine. Der gute Michael Bellemwisch, unangefochten, an tausend Samstagen allsmatigiert, peitscht deinen Rücken wie ein Erzengel mit feurigem Besen. Halb bewußlos, Luft schnappend, mit verlebten Augen, stöhnst du (noch im Sterben höflich): „Ah, panje, dobrzo dobrze, sehr gut, sehr gesund . . .“ Drückt mit letzter Kraft zur Tür und —

„Ah — Luft — Luft — pridelnde Frische — göttliches Entzonnensein — juhu!“

Und — nanu, — was der Panje kann, das können wir auch, verb. . . ! Lachend springen wir, naß und dampfend, hinaus in den leuchtenden Tag, in den Schnee, das Handtuch schwingend und tobend . . .

12 Grad Kälte? Wir spüren nichts — juhu!

Da oben das kleine Nest, da unten ein matt behauchter Spiegel, der See — weihglimmernde Schneeweiten, blauefliehende Schatten, dahinter Wald, Wald — und wir tanzen im Schnee und Leuchten, und Rußland ist und grad groß genug, mitten darin zu tanzen, die Luft um alle Poren zu säuen und ein Krausen in allen Gliedern. . . .

Sag mir keiner, das sei eine Torheit und ungesund, sag mir keiner was gegen die cieplica — ich speer' ihn sonst hinein.

Wir — denen lang genug die Schmach des Nichtabendlonnens am Körper leibte, vorne, im Graben, und wieder leben wird — wir lieben die cieplica.

Und der Matthäus Siehl, der in Jüterbog daheim ist, wird sich eine bauen, wenn er wieder heimkommt. Aber eine mit einem Kamin, sagt er.

Ethnologen, Folkloristen und so weiter seien schon heute auf diese Abicht des Matthäus Siehl bedeutsam hingewiesen. Für den Fall, daß sie einmal später eine Doktorarbeit zu schreiben haben über die Herkunft der Sitte, in Jüterbog echt-russische Dampfbäder zu nehmen. (z)

Kleines Feuilleton.

Kammerspiele: „Der eingebildete Kranke.“

Molières Charakterbild des eingebildeten Kranken, der alle Krankheitsleide durch hypochondrische Phantasie ins Ungemeinere steigert, sich selbst und die Umgebung mit den verdröhten Tannnen seines Egoismus unaufrichtig quält, ist ein Porträt menschlicher Märrheit, das in seiner epigrammatisch-satirischen Schlagkraft auch heute noch nichts verloren hat. Damit verſchlingt sich in dem Lustspiel eine nur noch historisch zu wertende Zeitraube gegen die damalige Arztkunst, deren mit zusammengelegenen Broden prunfelnde Gelehrsamkeit dem hellen kritischen Verstand des Dichters als Ausbund unverſchämten Dokuspotus galt. Von ihm stammt jenes klassische Spottwort auf den Medizinerhochmut: Es ist besser, nach allen Regeln der Wissenschaft zu heben, als gegen sie gesund zu werden. So bejaht die Karikatur damals ganz aktuelle Hintergründe.

Sehr fein ergänzt sich das Gemälde häuslicher Tronnet, die in dem Heim des Arztes herrscht, durch Streiflichter, die auf die Aendererziehungsmethode fallen. Diese Szenen, in denen der Gelehrte mit der Rate in der Hand von Louison Angebereien über die Viebschaft der älteren Schwester erpreht und von dem früh verdorbenen Radergen zur Nebensache selbst dupiert wird, kommen die-mal bei dem verblüffend unbefangenen Spiel der kleinen Lotte Müller besonders eindringlich heraus. Ballenberg gab den Patienten. Nach seinen erstaunlichen Leistungen im „Alpenkönig“, im „Weibsteufel“ und der glänzend humorvollen Stigierung des alten Rentier Krüger im „Widerkehr“ war die Erwartung, was er hier aus einer der dankbarsten Schwanflotten der Weltliteratur machen würde, besonders hoch gespannt. Aber sie schien ihm nicht recht zu liegen. Es fehlte nicht an charakteristischen nuancierten Wendungen, aber die Komik der liebevoll gepflegten Leidenstöde sah man schon öfter in jugendlicher Form. Die Quelle explosiven Lachens, die in den Szenen steckt, wird nicht in vollem Maße ausgeschöpft. Bei aller aufgewandten Kunst empfand man diese doch zu deutlich. Sehr munter, mit drastisch lauten, aber in der Rolle wohl begründeten Unterbrechungen spielte Johanna Terwin die souveräne Dienerin Toilette. Camilla Eibenschütz war eine

Sie schwieg. In ihrem Gesicht begann es haltlos zu zuden.

„Unter Abbas dem Ersten,“ fuhr sie fort, „geschah es, daß man selbst einen Engländer, der in seinem Harem hospitierte, lebendig einrub. Ihrem Erzeuger, Hassan-Muharram, ging es noch schlimmer, denn er wurde in Stücke geschnitten und gewisse Details von ihm bekamen die Schweine. Ich kann nicht sagen, daß ich ihm nachtrauerie. Er war ein struppiger Galunke und hatte nicht die geringsten Manieren. Außerdem war er schuld an vielem anderen, was ich Ihnen noch erzählen muß.“

Sie schöppte Atem. Ihr Gesicht verzog sich mehr und mehr zu einer gramvollen Maske.

„Natürlich wurde die ganze Angelegenheit vertuscht. Kurze Zeit darauf entführte mich Ahmed-Abd-el-Gamad. Sie werden vielleicht von dem Prozeß gehört haben, den dieser Standal herborrief. Er konnte sich loskaufen (er hatte schon damals großen Einfluß), und so behielt er keinen Unrat im Kalender. Nun ist er tot — Allah vertilge sein Gedächtnis, möge die Ruhe ihm verjagt bleiben!“

Er war nicht viel besser als der Berberiner. Er war intelligent! Der Ahevide machte ihn zum Schesch-es-Sadal, zum Nachfolger meines Vaters.“ Jischend fuhr sie fort: „Er machte dieses Schwein zum Adelsmarschall. . . . Ah, ich spudte ihn an, wenn er mit seinem Blute prahlte und seine Hellaehenherkunft ihm dabei noch aus allen Poren stant! — Denn ich, ich wußte, woher er stammte! Ich habe das am eigenen Leib erfahren! Ich habe es ihm ins Gesicht gesagt, daß sein ganzer Stammbaum von künstlichen Uama fabriziert war!“

Sie schöppte erlebend Luft und kämpfte mit einem kurzen Asthma.

„Er schob dem Aheviden unter der Hand gute Landbesäufel zu, kurz, er war die Seele jeder auffallend gegliederten Spekulation, mithin eines auch von Ihren Vorbildern, Hassan-Muharram! — Doch was erzähle ich Ihnen Dinge, in denen Sie notorisch längst verſiert sind!“ setzte sie mit gniischer Höflichkeit hinzu. „Es handelt sich ja auch nicht darum, daß Sie das erfahren, sondern ich will Ihnen nur erklären, warum ich Sie als mein liebliches Kind nicht so empfangen habe, wie Sie es wünschten!“

(Fortf. folgt)

Der Sang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Ihr Gesicht hatte wiederum jeden Ausdruck eingebüßt. Und zwischen beiden sah wie ein Tier mit hundert geschlossenen Augen ein Rätsel, ein dürres, widerliches Rätsel.

Er gab zunächst noch keine Antwort, wohl auch, weil sie keine erwartete; dann aber saßen seine beiden Hände in die Höhe; er hob sie gespreizt an beide Schläfen, als ob ihn der Kopf schmerze, und unbuldsam, schier bellend, brach seine Frage hervor:

„Mein Gott — worüber reden Sie? — Sind Sie nicht meine Mutter? — Warum vergömen Sie mir nicht, Ihre Hand zu küssen?“

Sie wich wiederum etwas zurück. Sie zupfte den Schleier halb übers Gesicht und sprach dann farblos:

„Ich liebe Sie nicht.“

„Warum? D, Erbarmen! So reden Sie!“

„So hören Sie mich ruhig an.“ — Sie drückte auf eine Perlmutterklingel. Ein grauer, dider Mann wälzte sich lautlos herein.

„Achmed! Kaffee! Zigaretten!“

„Mowa!“ sagte der dicke Mann und rollte ebenso lautlos wieder heraus, grotesk beend. Daffan hatte bemerkt, daß ihm jeder Anflug von Bart fehlte.

„Ich bin von bester Abkunft“, fuhr sie fort. „Ich bin die Sejjide Ali-Zuffej, eine Tochter des früheren Schesch-es-Sadal. Daher haben Sie von mir das beste Blut geerbt; Sie sind zur Hälfte hochadelig, mein Herr: Sie sind ein Nachkomme des Propheten. . . . Aber sehen Sie den grünen Turban nicht auf, er würde nicht auf Ihr Haupt passen. Oder wenn Sie es tun, so ergeben Sie sich durchaus einem reizenden Müßiggang und verzichten auf Vörfengeschäfte. Aber ich glaube, Sie werden daran noch keinen Geschmack finden!“ Ihre Nasenflügel vibrierten leicht.

„Zur anderen Hälfte sind Sie jedoch der Sohn eines — — — Kutschers, eines Berberiners. . . . Erschrecken Sie nicht. Es ist so. — — — Ich war fünfzehnjährig und sehr schön. Man gab mir eine französische Begleiterin, und ich

liebte es, in geschlossener Equipage auszufahren, um dann später außerhalb der Stadt die Vorhänge zu öffnen und herauszupähen. Man hielt mich außerordentlich streng. . . . Ich lebte in einem Gefängnis, in jedem Luxus zwar, aber in völliger Unkenntnis der Welt. Die Französin (vor Angst bebend, denn auch unsere Unterhaltungen wurden hinter den Wänden überwacht) weichte mich in manches ein, doch naturgemäß nur unvollkommen. Ich war sehr sinnlich. Und diese Aufklärungen hatten nur den Erfolg, daß diese Triebe maßlos gereizt wurden und eine frühzeitige Neugier nach dem Unverstandenen mich mit entnervender Wollust schüttelte. . . .“

Sie verdrehte die schönen Augen, und ein Krampf lief ihr über den Leib.

„Jene Equipage benötigten wir täglich. In ihrer seidnen Gruft, in dem Verlies zwischen den Polstern herrschte Stille — freuen Sie sich, Hassan-Muharram, daß Sie sie nie gekannt haben. . . . diese Stille. . . ! — und draußen tobte das Leben. Wir führten mit Vorliebe erregende Gespräche und sahen durch die Spalten auf die Straßen heraus. Bei Gott, Hassan-Muharram, jeder Lastträger, jeder Gemüsehändler war damals eine Sensation für uns.“ Ihre Stimme wurde leiser.

„Da geschah es, daß wir einen größeren Ausflug machten. Unser Kutscher verirrt sich in die Gegend, wo heute Meadi liegt. Wir hielten auf offenem Feld. Ich wagte es herauszutreten, da er uns keine Antwort gab. Er hatte sich völlig an Rasi betrunken und schlief auf dem Bod. Zunächst waren wir ratlos. Es war eine Situation, wie wir sie vorher nie erträumt: wir waren frei!“

Der Eunuche erschien und brachte zwei Schalen Koffa und eine Schachtel Zigaretten.

„Wie es weiterging? — Eine leere Droschke kam uns entgegen. Es war spät geworden. Wir baten den Kutscher, uns zurückzufahren, und er schleppte den Betrunknen auf seinen Bod und setzte sich auf den unseren, da wir die Equipage nicht zu verlassen wagten. Es war das erste Mal, daß ich mit einem Manne sprach, der nicht mein Vater und kein Verschnittener war. . . .“

Es war sehr einsam da draußen. . . . Jener Berberiner mochte vielleicht glauben, er erweise uns einen Dienst: jedenfalls veranlaßte er trotz des heftigsten Widerstandes damals Ihre Existenz.“

Liebenswürdige Angeliq. Leopoldine Konstantin, mit glücklicher Mischung äußerer Geziertheit und innerer Tüde, entwarf ein gutes Konterfei der erbschleichenden Gattin. Unter den kleineren Rollen trat besonders markant G. H. Storffs ulkiger Medizin- und Heiratskandidat hervor.

Was der „Clan MacTavish“ mit der „Möwe“ erlebte.

In dem zwei Spalten langen Bericht des „Daily Telegraph“, der die Erzählungen der Mannschaften des von der „Möwe“ versenkten englischen Dampfers „Clan MacTavish“ wiedergibt, finden sich zahlreiche noch nicht bekanntgegebene interessante Einzelheiten. Die 18 Offiziere und Mannschaften des „Clan MacTavish“, die aus Teneriffa in Tilbury anlangten, wurden sofort von Reportern befragt. Das Gescheh mit der „Möwe“ — erzählte der dritte Offizier — fand Sonntag, den 16. Januar, statt. Wir begegneten der „Möwe“ gegen Abend und hielten sie für einen harmlosen Rauffahrer. Während wir ohne Lichter fuhren, hatte die „Möwe“ sorglos ein Licht am Vordermast. Sie war von einem anderen Dampfer begleitet, der sich später als die gefaherte „Appam“ entpuppte. Nach einer Schilderung des kurzen Kampfes — der „Clan MacTavish“ hatte ein Geschütz an Bord —, erzählt der Offizier, wie deutsche Mannschaften an Bord des englischen Schiffes kamen: „Wir wurden auf Deck aufgestellt und dann in Booten nach der „Appam“ gebracht, wo man uns für Kriegsgefangene erklärte. Hierauf brachte man uns in einer Salonkabine 1. Klasse unter. Am nächsten Tage wurden wir auf die „Möwe“ übergeführt.“ Mit großer Anschaulichkeit schildern die englischen Schiffsleute weiter, wie sie nunmehr als bewachte Passagiere und höchst unzeitliche Zeugen die Eroberungsgänge der „Möwe“ eine Zeitlang mitmachten: „Die schlimmsten Stunden, die wir erlebten“, erzählte einer der Engländer, „waren die Zeiten, in denen die „Möwe“ gegen englische Dampfer feuerte. Wir sahen in der Kajüte hinter Verschluss, sahen nichts, sondern hörten nur den Lärm der Geschütze. Schließlich halfen wir uns, indem wir auf einem in einer Ecke aufgefundenen alten Grammophon Lieder spielten. Die „Möwe“ mußte mit der gefaherten „Westburn“ einen englischen Kreuzer passieren. Man ließ uns arglos vorbeifahren. Bei dieser Gelegenheit sagte ein deutscher Offizier: „Wenn ich der Kapitän dieses bri-

tischen Kreuzers wäre, würde ich mich selbst erschießen.“ Die Engländer wurden, wie sie selbst berichten, von der Mannschaft der „Möwe“ ausgespart behandelt. Viel besser, als wir erwartet hatten. Zum Frühstück bekamen wir schwarzen Kaffee mit Zucker und gutes Brot. Zu Mittag erhielten wir kräftige Fleischsuppen, Brot und Tee sowie Kartoffeln und Gemüse. Morgens und abends durften wir je eine Stunde unter Bewachung auf dem Deck spazieren gehen. Auch konnten wir uns für einen Penny rasieren und die Haare schneiden lassen. Man erlaubte uns auch zu rauchen: Zigaretten und Tabak konnten wir in der Schiffsantenne rauchen.“

„Geistige Futterkisten!“

In zahllosen Feldpostbriefen wird immer wieder über den Mangel an Lesestoff bei den Truppen an der vordersten Front geklagt. Um dem abzuwehren, genügen nach einer Erfahrung von ein- einhalb Kriegsjahren auch die großen, durch das Rote Kreuz und andere Organisationen veranstalteten Sammlungen von Bücher- Liebesgaben bei weitem nicht. Dies war die Anregung, unseren Truppen guten Lesestoff durch Einrichtung von fahrbaren Kriegsbüchereien zuzuführen. Diese mit Gespann zu befördernden Büchereien werden jedoch nicht immer überallhin vordringen können, deshalb ist es erwünscht, daß auf Anregung aus dem Felde bereits tragbare Feldbüchereien in praktischem Aufbewahrungskasten mit Verschlussvorrichtung gestiftet wurden, die dem bestehenden großen Bedürfnis nach geistiger Anregung und Ablenkung Abhilfe schaffen können. Diese „Geistigen Futterkisten“, wie sie im Soldatenmunde bereits im Gegensatz zu den fahrbaren „Bildungskanonen“ genannt werden, enthalten eine ausgewählte Zusammenstellung von 100 Bänden belehrenden Inhalts. Das Gesamtgewicht der dünnen Bändchen beträgt einschließlich Verpackung nur 8 Kilogramm, so daß die Bücherei bei Stellungswechsel unterm Arm oder auf dem Tornister, selbst in den Schützengräben mitgenommen werden kann. Durch weitere Stiftung solcher kleiner zweckmäßig zusammengestellter Bibliotheken für Truppenteile in Kompagniestärke, die als Leihbüchereien jedem Mann zugänglich gemacht werden können, wird für Hunderte von Feldgrauen auf lange Zeit hinaus für geistige Nahrung gesorgt werden. (2)

Die rauchfanglose Stadt.

Raß der „Electrical World“ ist das Städtchen Dumbred in Schottland gänzlich ohne Rauchfänge. Der Kampf gegen den Rauch hat in dem genannten bei Glasgow liegenden Städtchen dazu geführt, an Stelle von Holz, Kohle und anderem Feuerungsmaterial die Elektrizität ausschließlich zur Erwärmung der Häuser und zum Kochen um zu verwenden. Schon äußerlich zeigt sich die Besonderheit des Ortes in dem vollständigen Fehlen aller Schornsteine und Rauchfänge. Jedes Haus der Stadt ist mit einer elektrischen Heizungsanlage, mit einer ebenförmigen Kücheneinrichtung und elektrischem Licht versehen. Die Häuser sind Einfamilienhäuser von sechs Zimmern mit Dächern von Asbest. Die elektrische Versorgung hat neben dem Vorteil der guten Reinhaltung des Hauses, die bei Rauchentwicklung stets eine schwierigere ist, den Vorzug größerer Billigkeit; zugleich erspart sie Hilfskräfte im Haushalt und befreit die Hausfrau von einer ganzen Reihe von Arbeiten.

Notizen.

— Vorträge. Ueber den Unterwasserkrieg spricht zum Besten des Roten Kreuzes Oberleutnant Weber-Robine am Sonntag, den 12. März, nachm. 5 Uhr, im Schillerpark, Bismarckstraße 110. — In der Freytag-Sternwarte spricht am Dienstag, d. 14., abends 7 Uhr, Direktor Krause über „Die Sternbilder“ (mit praktischen Übungen zu ihrer Auffindung). — Am Mittwoch, den 15., spricht im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Vordamer Straße 120), Professor Joel-Basel über „Die Bedeutung unseres klassischen Zeitalters für die Gegenwart“. Beginn 8 Uhr. Eintritt frei. — Prof. Georg Simmel hält am Donnerstag, den 16., abends 8 Uhr, im Auditorium Maximum der Universität, einen Vortrag über „Goethes Liebe“. Karten beim Kaffeehaus und bei Wertheim.

— Sonntagskonzerte. Im Charlottenburger Schiller-Theater, mittags 12 Uhr: Kammermusikwerke von Mozart und Brahms, Klara Krause, Frauendorf. — Im Blücherpark, abends 7 1/2 Uhr, Konzert des Blücherorchesters: Mozart-Abend.

4 1/2 % Deutsche Reichsschatzanweisungen. 5 % Deutsche Reichsanleihe, unfündbar bis 1924. (Vierte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden **4 1/2 % Reichsschatzanweisungen** und **5 % Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum **1. Oktober 1924 nicht kündbar**; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden von Sonnabend, den 4. März, an bis Mittwoch, den 22. März, mittags 1 Uhr bei dem Kontor der Reichsbank für Wertpapiere in Berlin (Postfachkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Gesellschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft und jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.
2. Zeichnungen auf die 5 % Reichsanleihe nimmt auch die Post an allen Orten am Schalter entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 18. April geleistet werden. Wegen Zinsberechnung vgl. Ziffer 9, Schlußsatz.
3. Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinslauf beginnt am 1. Juli 1916, der erste Zinschein ist am 2. Januar 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.
4. Die Reichsfinanzverwaltung behält sich vor, den zur Ausgabe kommenden Betrag der Reichsschatzanweisungen zu begrenzen; es empfiehlt sich deshalb für die Zeichner, ihr Einverständnis auch mit der Zuteilung von Reichsanleihe zu erklären.
5. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung vier- einhalbprozentige bis 1. Juli 1922 unfündbare Schuldverschreibungen fordern.
6. Die Reichsanleihe ist ebenfalls in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit dem gleichen Zinslauf und den gleichen Zinstermi- nen wie die Schatzanweisungen ausgefertigt.
7. Der Zeichnungspreis beträgt: für die 4 1/2 % Reichsschatzanweisungen 95 Mark, für die 5 % Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden, 98,50 Mark, für die 5 % Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis 15. April 1917 beantragt wird, 98,30 Mark für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 9).
8. Die zugewiesenen Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichsbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwahrt. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehns- kassen wie die Wertpapiere selbst gehalten.
9. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Spar- kassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

7. Die Zuteilung findet künstlich bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
8. Die Zeichner können die ihnen zugewiesenen Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30 %	des zugewiesenen Betrages	spätestens am	18. April d. J.
20 %	„	„	24. Mai d. J.
25 %	„	„	28. Juni d. J.
25 %	„	„	20. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwertes. Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden. Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwertes gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiele: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von M. 300:	M. 100 am 24. Mai, M. 100 am 20. Juni, M. 100 am 20. Juli;
die Zeichner von M. 200:	M. 100 am 24. Mai, M. 100 am 20. Juli;
die Zeichner von M. 100:	M. 100 am 20. Juli.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. Mai d. J. zur Rückzahlung fälligen 80 000 000 M. 4 % Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1912 Serie II werden — ohne Zinschein — bei der Begleichung zugewiesener Kriegsanleihen zum Nennwert unter Abzug der Stückzinsen bis 30. April in Zahlung genommen.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

Da der Zinslauf der Anleihen erst am 1. Juli 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5 % für Schatzanweisungen 4 1/2 % Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum 30. Juni 1916 zugunsten des Zeichners verrechnet; auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner die Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten. Wegen der Postzeichnungen siehe unten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 4 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von Reichsanleihe	a) bis zum 31. März	b) am 18. April	c) am 24. Mai
6 % Stückzinsen für 90 Tage	1,25 %	1,00 %	0,50 %
Zusätzlich zu zahlender Betrag also nur	97,25 %	97,50 %	98,00 %
Zusätzlich zu zahlender Betrag also nur	97,05 %	97,80 %	97,80 %
II. bei Begleichung von Reichsschatzanw.	d) bis zum 31. März	e) am 18. April	f) am 24. Mai
4 1/2 % Stückzinsen für 90 Tage	1,12 %	0,90 %	0,45 %
Zusätzlich zu zahlender Betrag also nur	98,87 %	94,10 %	94,55 %

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 M. Nennwert.

Bei Postzeichnungen (siehe Ziffer 1, letzter Absatz) werden auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen Zinsen für 90 Tage (Beispiel Ia), auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 72 Tage (Beispiel Ib) vergütet.

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zinscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekannt gemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zinscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im August d. J. ausgegeben werden.

Berlin, im Februar 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Sabenstein. b. Grimm.